

Illustriertes Sonntags-Blatt

Beilage zum
Sadamarer Anzeiger.
Verlag von Joh. Wilh. Hörter in Sadamar.

1915. * Nr. 38

Eine Erfahrung.

Novelle von Ilse-Dore Tanner. (Nachdruck verb.)

Über Klausburg lag der Abendsfrieden. Nicht, daß das Kreisstädtchen nicht auch sonst sehr friedlich und still gewesen wäre, aber diese Abendstunden waren doch noch etwas anderes, und mit ihnen verglichen zeigten die anderen Tageszeiten ein fast großstädtisches Leben. War jetzt nämlich überhaupt kein Mensch auf den Straßen, die, nur kümmerlich durch einige Gaslaternen erhellt, ihrem Schweigen dalagen. Unter dem schönen mittelalterlichen Torbogen, auf den die Klausburger so stolz waren, brannte die Petroleumlaterne, deren Bestimmung es war, Licht diese Passage zu gießen, durch die schon seit Hunderten von Liebespärchen nicht gingen, ohne die wohlthätige Finsternis einem Kuß zu benutzen.

Daß die Straßen so dunkel waren, war nicht die Schuld der

Vorhänge dicht zugezogen. — Eine Ausnahme machte die stattdich: Villa des Oberamtmanns Frohwein, die, etwas zurückgebaut, mit hübschem Vorgarten in der Hauptstraße Klausburgs lag. Ihre unteren Fenster mit den eleganten Halbstoren waren hell erleuchtet, was den gegenüber wohnenden Oberlehrer Franz schon zu der Bemerkung veranlaßt hatte: „Frohweins scheinen Besuch zu haben.“

„Nur der Doktor Schneider ist schon wieder bei ihnen“, meinte seine Frau. „Ob aus dem und der Grete Frohwein nicht doch noch ein Paar wird?“

„I bewahre, ihr Weiber müßt auch immer gleich ans Heiraten denken! Schneider ist doch Frohweins Patentkind und von klein auf mit der Grete wie Bruder und Schwester; so was heiratet sich nicht, die kennen sich viel zu genau — außerdem ist der Doktor ja eben erst fertig geworden und muß doch erst 'ne Praxis haben, ehe er ans Verloben denkt.“

Dieses Mal irrte der schlaue Oberlehrer aber — auf dem gemütlichen alten Sofa in Oberamtmanns „Wohnstube“ saßen



Verteidigung einer durch Baumstämme und Erdaufwürfe geschützten Waldschanze in den Argonnen während eines Sturmangriffes der Franzosen. — Phot. Paul Wagner.

Laternen: die gaben für ihr spärliches Vorhandensein Licht, aber hellerleuchtete Schaufenster, die ihren Glanz bis auf die Straße warfen, waren in Klausburg nicht vorhanden, und die Batterie wohnte, hatte die Fensterläden fest geschlossen, damit die Vorübergehenden oder lieben Nachbarn nicht gar zu genau nachsehen konnten, und auch in den oberen Etagen waren die

Grete Frohwein und Kurt Schneider als Brautpaar nebeneinander, während im Herzenszimmer, zu dem die Tür weit offen stand, Vater Frohwein Zeitung lesend und aus seiner geliebten langen Pfeife passend saß, und seine Gattin eifrig strickte, wobei sie mit halbem Ohr nach dem Flüstern und Lachen des jungen Paares nebenan lauschte.

Grete Frohweins dunkles, pikantes Köpfchen und zierliche Erscheinung paßte gut zu dem großen, fast etwas plumpen Doktor mit dem hellblonden Haar und Schnurbart.

Und wie äußerlich, so waren sie auch im Temperament grundverschieden — sie sehr lebhaft, kapriziös und von sehr ausgeprägtem eigenen Willen und Geschmac, er die Ruhe und Überlegenheit selbst, klug, energisch und doch gutmütig, sich nur schwer aus dem Gleichgewicht bringend lassend, dann aber um so heftiger dem furor teufonicus unterliegend.

Die kleine rundliche Frau Frohwein stand auf und trat strickend in die Tür zum Nebenzimmer:

„Wißt ihr was, Kinder, eigentlich sehe ich es gar nicht so recht ein, warum ihr die Verlobung nicht gleich anzeigen wollt. Kurt ist doch nun austudierter Doktor und wo ihr mal hinzieht, kann doch dem Leuten ganz egal sein.“

Grete seufzte ungeduldig. „Gott, Muttehen, das ist ja eben das Malheur, daß den Leuten hier in dem gräßlichen Katschneß das ganz und gar nicht egal ist, und das Fragen und Reden und die guten Ratschläge wären einfach nicht auszuhalten. Erst müssen wir ganz genau wissen, wo wir hinkommen, Kurt muß sich schon als Arzt niedergelassen haben, dann erst sollen die guten Klausburger sich über unsere Verlobung freuen.“

„Ich füge mich in dieser wichtigen Frage ganz deinen Wünschen, Kind,“ sagte der Doktor lächelnd, „aber ich bin mir über meinen zukünftigen Wirkungskreis vollständig im klaren und kann in spätestens vier Wochen bereits den ersten Patienten verarzten — wenn's Glück gut ist.“

Grete wurde dunkelrot und rückte mit einem heftigen Ruck so weit von ihrem Bräutigam ab, daß sie ihm gerade ins Gesicht sehen konnte. „Du bist schon entschlossen, wo du dich niederlassen willst, und ich weiß nichts davon?“ sagte sie atemlos.

Der Doktor lachte behaglich. „Kind, wir sind seit gestern verlobt! Mit deinem Vater habe ich übrigens auch bereits über die Sache gesprochen. Es ist für mich das Gegebenste und Vorteilhafte, daß ich in Klausburg bleibe. Der gute, alte Doktor Bartisch hat eigentlich bloß aus Rücksicht auf mich bisher keinen Assistenten genommen. Ich habe schon mit ihm gesprochen; er ist froh, es jetzt endlich etwas leichter zu bekommen, und in zwei bis drei Jahren will er sich ganz zur Ruhe setzen.“

Grete sprang auf, ihre dunklen Augen sprühten vor Zorn und ihre Lippen zitterten. „Und du mutest mir zu, hier in Klausburg, in diesem entsetzlichen Nest, das ich hasse, mein ganzes Leben zu verbringen? Ich war schon außer mir, daß Papa sich hierher zur Ruhe setzte, und nun soll ich auch noch hier als Frau leben? Auf den Gedanken bin ich gar nicht gekommen, sonst —“

Jetzt stieg auch dem Doktor die Röte des Zornes ins Gesicht. „Sonst hättest du dich nicht mit mir verlobt — wolltest du das sagen?“

Grete schluchzte statt aller Antwort, und Frau Frohwein zog sich kopfschüttelnd diskret ins Nebenzimmer zurück — es war besser, das junge Paar allein miteinander fertig werden zu lassen.

„Gretchen,“ sagte Doktor Schneider sanft, „sei doch vernünftig, was hast du denn nur gegen das liebe alte Klausburg? Deine Eltern wohnen hier, meine Mutter —“

„Ja, und ein halbes Duzend Onkels und Tanten von jeder Seite, ganz zu schweigen von all den guten Freunden —“ sie lachte höhnisch.

Er schwieg einen Augenblick verblüfft. „Ja, aber, Kind —“

„Nenne mich nur nicht immer Kind — das kann ich schon gar nicht leiden“, sagte sie zornig. „Begreift du denn nicht, daß es geradezu furchtbar ist, hier zu bleiben, wo einen jeder kennt, wo man auf Schritt und Tritt beobachtet wird, wo man sich nach einem Duzend Menschen richten soll, ewig ungebundene Ratschläge bekommt, bekräftigt und bekräftigt wird?“

Der Doktor schüttelte den Kopf. „Nein, das begreife ich nicht. Ich habe es immer sehr gemüthlich hier gefunden. Wir werden uns selbstverständlich nach keinem Menschen richten und ganz so leben, wie es uns paßt.“

Grete schlug die Hände zusammen und sah kopfschüttelnd zur Decke empor. „Hast du eine Ahnung! Die Kinderzeit hier war ja ganz nett, und später warst du nur zu den Ferien hier, da läßt sich's aushalten. Lebe aber mal für immer hier, das ist was ganz anderes. Sieh nach keinem Menschen richten! So etwas gibt's hier überhaupt nicht!“

„Nun, wir werden beweisen, daß es so etwas gibt“, sagte der Doktor ruhig. „Sieh mal, liebes K —, liebes Gretchen, überall sonst muß ich mich erst als Arzt mühselig durchringen, muß vielleicht wieder fort, wenn's nichts wird. Hier fällt mir eine gute Praxis sozusagen in den Schoß, ich hänge an meiner Vaterstadt, freue mich, am selben Ort mit meiner Mutter leben zu können; es ist mir die Möglichkeit geboten, bald eine Häuslichkeit zu gründen — ich wäre ein Tor, wenn ich nicht zugriffe.“

„Auf deine Braut Rücksicht zu nehmen, ist ja überflüssig“, sagte Grete spitz. Sie war jetzt ganz ruhig und stand, die Hände übereinander geschlagen, gegen das Fenster gelehnt und suchte, sie sanft an sich zu ziehen, aber sie wehrte ihn ungeachtet ab: „Und das, was du von dem Durchdringenmüssen sagst, ist Unsinn; du weißt doch, daß Papa Geld genug hat, um uns zu versorgen.“

Doktor Schneider wurde sehr ernst. „Liebe Grete — es ist allemal — ich bin der Letzte, der aus der Tasche seines Schatzes materielles Leben würde. Außerdem vergißt du, daß du drei Jahre hast, die jetzt erst anfangen, etwas zu kosten; es werden Opfer von deinem Vater verlangt werden. — Aber Kinder wollen uns nun heute nicht mehr über das Thema unterwerfen, sonst zanken wir uns am Ende wirklich noch ernstlich. Ich setze dich nach Hause gehen und mir alles noch einmal gründlich überlegen, und meine süße Braut wird das gleiche tun — und sich sicher zu meiner Ansicht bekehren“, setzte er unvorbig weise hinzu, worauf Grete, die sich bei seinen vorhergehenden einleitenden Worten zärtlich an ihn geschniegt hatte, wieder heftig losmachte.

„Das wird sie nie — darüber gib dich nur gar keinen Anstoß“, sagte sie kalt.

So trennte sich denn das Brautpaar in wenig angenehmer Stimmung voneinander, und als Doktor Schneider durch die einsamen Straßen Klausburgs schritt und Grete Frohwein gleichen Zeit weinend in ihrem Bette lag, dachten sie beide, nämlich, daß sie sich den ersten Tag ihres Brautlebens ganz anders vorgestellt hatten.

Es folgten Tage, die es wenig verdienten, zu der „schönen Zeit des Lebens“, wie ja die Brautzeit so gern genannt zu gehören. Zwar versuchte Doktor Schneider immer, die ganze unbefangene Herzlichkeit mit seiner Braut zu verkehren, das gefährliche Thema gar nicht zu berühren, aber das ihm gründlich. Grete Frohwein wollte Klarheit haben, und eine Klarheit, die ihren Wünschen entsprach — mit anderen Worten: ihr Verlobter sollte auf jeden Fall auf Klausburg verzichten und wenn er das erst einmal getan, wollte sie sich mit ihm eine andere Stadt einigen. Das heißt, diese andere Stadt sollte auch bereits im stillen ganz fest ausgesucht, und sie hieß: Berlin.

Der Doktor aber hatte Berlin geradezu, wie er über ein Feind aller Großstädte war — ganz im Gegensatz zu seiner Braut; und es war nicht recht abzusehen, wie eine Beseitigung des Widerspenstigen stattfinden sollte.

Die Eltern Frohweins bemerkten mit Besorgnis, daß Doktor Schneider aber, die eine ganz andere Braut für ihren Sohn wünscht und ausgesucht hatte, mit Genugthuung die eigentliche Spannung zwischen dem Brautpaar, und nur in dem Punkt waren sich die alten Herrschaften ganz einig: es war, daß die Verlobung noch nicht veröffentlicht war.

Als Grete Frohwein eines Tages vor die Eltern trat, erklärte sie, sie wolle jetzt einige Wochen nach Berlin zu Onkel Heine Frohwein, der sie gerade wieder eingeladen hatte, geben, die bisher immer versagte Einwilligung zu einer Reise „Sündenbabel“, wie Vater Frohwein die Reichshauptstadt nennen beliebte. Eine kurze Trennung des Brautpaares, jetzt, so meinten sie, nur klärend wirken.

Anderer Ansicht war Doktor Schneider, den der ihm kurze eigenwillig mitgeteilte Entschluß der Braut tief verletzete.

Einen Augenblick kam ihm der Gedanke: es muß jetzt oder brechen, und er hatte scharfe Worte auf der Zunge, die Entscheidung herbeigeführt hätten. Aber er liebte diese trotzige Grete Frohwein von ganzem Herzen, er kannte ihre guten Eigenschaften, ihr goldig-reines Gemüth, ihren klaren Charakter. Er war so fest überzeugt, daß sie eine von den klugen Frauen werden würde, die eines Mannes Ehre und Schatz sind; er liebte ihr süßes, liebreizendes Äußeres, und konnte diese Worte nicht sprechen, jetzt wenigstens noch nicht.

Nach Gretens Reise sollte die Entscheidung fallen. Und wie um seine Feigheit, wie er sein Zögern bei sich nannte, wieder gutzumachen, meinte er kühl, diese Reise sei ganz gut, denn er habe Doktor Bartisch, der auch verreisen versprochen, ihn jetzt einige Wochen zu vertreten und so habe jetzt so wie so nur sehr wenige Zeit für sie zur Verfügung.

Das ärgerte nun wieder Grete aufs tiefste, war es doch neuer Beweis, daß Kurt bei seinem ihr so verhassten Entschluß bleiben wolle. Und so war auch in diesen letzten Tagen eine ungemüthliche Stimmung zwischen dem Brautpaar, und als Grete bereits am Coupéfenster stand und auf ihren Vater herabsah, der mit merkwürdig blassem Gesicht neben ihr stand, kamen ihr plötzlich die Tränen in die Augen, mußte daran denken, wie es, seit sie die Kinderstube aus-

ihres Herzens Sehnsucht gewesen war, daß Kurt Schneiders sich ihr zuwenden möge, und wie nun die Wirklichkeit so gar dem Bilde entsprach, das sie sich ausgemalt hatte. Und während der Zug sie Berlin entgegenführte, stellte sie vor, wie Frau Schneider, die sie nie recht hatte leiden können, wohl alle Hebel in Bewegung setzen würde, um ihr des Sohnes abwendig zu machen und ihn womöglich der reichen Hilde- Sehring, der Bürgermeisterstochter, die sie so gern als seine Gesehen hätte, zuzuführen. Und dabei mußte sie unaufhör- lichen, und es war nur gut, daß sie allein im Coupé war. Als sie dann in Berlin ankam, sah sie eher aus wie jemand, in die Verbannung geschickt wird, als wie jemand, der auf eigenen Wunsch eine Vergnügungsreise unternimmt.

„Reißt du, Maus,“ sagte Onkel Heinrich und steckte sich eine Zigarre an, sich behaglich in seinen Sessel zurücklehnen, „habe mir 'ne ganz andre Vorstellung von dir gemacht. Ich dachte, so'n kleines Provinzküken, das noch nie die Nase in die Großstadt gesteckt, würde wer weiß wie entzückt und begeistert von der Stadt sein — sozusagen wie'n losgelassenes Küken in der Stadt herumplätschern.“

„Aber, Onkel, was für ein Vergleich!“ lachte Grete, die beim Anblick von des Onkels Rede sichtlich verlegen geworden war. „Statt dessen,“ fuhr der Onkel unbeirrt fort, „statt dessen du miesepetrig. Dir imponiert sozusagen nichts, du findest an alles etwas auszusetzen und vergleichst, glaube ich, Berlin und die Bewohner unaufhörlich mit deinem Klausburg, und zwar mit dem Schaden der Reichshauptstadt. Solltest du daheim vielleicht heimliche Liebe zurückgelassen haben, die uns nun um dein Herz und deine Zuneigung bringt?“ Er zwinkerte dabei mit den Augen.

„Aber, Heinrich, an so was rührt man doch nicht“, sagte seine Nichte vorwurfsvoll, nachdem sie einen Blick auf die Nichte geworfen. „Du tust, als habe sie die letzten Worte des Onkels nicht gehört. Aber, Onkelchen, wie kannst du mich so falsch beurteilen. Ich bin doch nur, wie begeistert ich gestern Abend in der Oper war und Sonnabend in der Kunstausstellung, und —“

„Ja, ja,“ der Onkel wiegte bedächtig den Kopf, „das ist alles das Richtige; so'n alter Doktor wie ich ist Menschenkenner macht so seine Beobachtungen. Jedenfalls: unsere jungen Leute haben keinen Eindruck auf dich gemacht, trotzdem sie es wahrlich an Courmacherei nicht haben fehlen lassen, und recht nette, annehmbare Menschen unter ihnen sind. Und achte, du würdest einmal hier den Herrlichsten von allen finden.“ „Nein, Onkelchen,“ lachte Grete jetzt froh und unbefangen, „hast du allerdings recht, die jungen Herren hier haben keinen Eindruck auf mein Provinzküken gemacht. Mir imponiert so leicht nichts, na, und die Männer überhaupt!“ und sie steckte ihr nied- liches Näschen verächtlich in die Luft.

Der Onkel wollte sich ausschütten vor Lachen. „Ja, ja, wir wissen alle nichts, ist 'ne alte Geschichte, frage nur deine Tante. Warte nur, Meinchen, vielleicht schlägt heute Abend deine Nase auf meine Provinzhut. Bei Professor Niederaus ist immer 'ne ganz besondere, aparte Gesellschaft“, und er strich der Nichte über die dunkle Haar. Dann ging er seine Patienten besuchen. Grete aber begab sich in das Fremdenstübchen und nahm ihre Reisetasche vor, um einen Brief an ihren Bräutigam und ihre Eltern zu schreiben. Vorläufig aber dachte sie nachdenklich über ihren Federhalter und dachte über das nach, was Onkel Heinrich gesagt hatte.

„Du hatte ja nicht unrecht, Berlin hatte sie enttäuscht, und viel- leicht hatte sie das nicht immer verbergen können. Der Lärm der Straße, das Hasten der Autos, Droschken und Radfahrer, die Straßenübergänge lebensgefährlich machten, erregte in Grete wieder zornige Angestimmtheit in ihr. Die nach der aller- ersten Mode gekleideten, ihr wie Karikaturen vorkommenden Frauen, die in den eleganten Straßen promenierte, fand sie lächerlich und kam sich doch gerade im Vergleich mit ihnen unelegant und beinahe hässlich vor, und das gab ihr ein Gefühl der Un- rechtigkeit. Am unangenehmsten aber waren ihr, mit wenigen Ausnahmen, die jungen Mädchen, die sie bisher auf den Gesell- schaften, die Onkel und Tante mit ihr besuchten, kennen gelernt hatte. Sie waren so überaus „fertig“, kannten alles, waren so selbstbewußt, und es gab nichts, worüber sie sich nicht ein ganz richtiges und richtiges Urteil angemaßt hätten. Sie glaubte ihnen nicht zu trauen, als sie zum erstenmal eine achtzehnjährige Frau mit einem paar Herren über die Mutterstuhlbewegung und Säuglingsfürsorge reden hörte, so was wäre in Klausburg ebensovienig möglich gewesen wie Gespräche über freie Liebe, die auch besonders beliebt bei der Jugend zu sein schien. Und wenn junge Mädchen der guten Gesellschaft allein mit jungen Herren, die sie kaum kannten, spazieren gingen, sich

mit ihnen in irgendeiner Konditorei trafen, so fand sie das schreck- lich unpassend, ganz zu schweigen von anderen Dingen, von denen sie, als in der näheren oder weiteren Bekanntschaft passiert, reden hörte, und von denen sie bisher geglaubt, daß sie nur in unpassenden Romanen vorkämen, in solchen, die ein wohl- zogenes junges Mädchen aus guter Familie nicht liest.

Aber das war auch so ein Punkt: hier lasen die jungen Mäd- chen alles; unpassende Bücher schien es für sie nicht zu geben, ebensovienig wie unpassende Gespräche. Sie waren überhaupt alle so unheimlich klug und sicher in ihrem Benehmen, daß sie sich ganz dumm, unsicher und „rückständig“ vorkam, und als sie gar erst merkte, daß sie ungeniert über sie lächelten und wipelten, fühlte sie sich kreuzunglücklich in Gesellschaft. Ihr Stolz war bitter gekränkt, denn in Klausburg galt sie für klug, wichtig und elegant und war als beste der guten Partien des Städtchens allgemein be- neidet und hofiert worden, und hier galt sie nichts und war viel- leicht gerade gut genug, um als Zielscheibe des Spotts zu dienen.

Auch der ärztliche Beruf schien Grete in Berlin ganz besonders mühevoll und unbequem zu sein. Mußten die Tante und sie sich schon abhezen, um bei den weiten Entfernungen allen Anforderungen des Tages gerecht zu werden, so war der arme Onkel noch viel mehr geplagt, er hatte eigentlich nie Ruhe. Keine Gesellschaft, zu der er nicht entweder nachkommen mußte, oder von der er nicht fortgeholt wurde; keine Nacht, in der nicht die Nachtlampe schellte, und bei den weiten Wegen brauchte er für jeden Besuch wer weiß wieviel Zeit; immer ein Auto zu nehmen, war natürlich viel zu teuer. Nein, da hatte es der gute alte Doktor Bartsch in Klausburg entschieden bequemer; nennenswerte Ent- fernungen gab es nicht, und daß anscheinend hochvornehme Patienten ihm, wie hier dem Onkel, dann einfach noch das wohl- verdiente Honorar schuldig blieben, wäre dort, wo jeder den anderen kannte, unmöglich gewesen.

(Schluß folgt.)

Der Blumenkorb.

Novelle von E. Fries. (Nachdruck verboten.)

„Der Frühling wird Ihnen ins Haus geschickt,“ sagte Schwester Maria mit ihrer warmen Stimme, „nun müssen Sie aber auch der trüben Stimmung den Abschied geben!“

Ein mattes Lächeln übersog die blassen Züge des Oberlehrers. Er war als Reserveleutnant voll glühender Begeisterung mit hinausgezogen, aber eine böse Lungenentzündung zwang ihn nun seit Wochen zur Untätigkeit im Lazarett seiner Heimatstadt. Die Gefahr war vorüber, aber die Kräfte wollten sich nicht heben. Er war ein gebrochener Mensch. Schließlich, was war auch viel an ihm verloren? Angehörige besaß er nicht; die Lüste, die er hinterlassen würde, war nicht groß. Einige seiner Schüler würden vielleicht noch vorübergehend an ihn denken und dann Familie Albrecht, das war aber auch alles. Ein warmer Schein erhellte Sekundenlang die matten Augen des Leidenden, als er an Mutter Albrecht, die Jugendfreundin seiner Mutter, dachte. In ihrem Hause hatte er manche glückliche Stunde verlebt, mit ihren Kindern verband ihn Freundschaft . . .

Die Schwester hatte den zierlichen Korb mit Prokus und Ane- monen vor ihn auf den Tisch gestellt und gab ihm ein Briefchen, das zwischen den Blüten gesteckt hatte.

„Ich will Sie beim Lesen Ihres Liebesbriefes nicht stören“, sagte sie schelmisch und zog sich zurück.

Einen Augenblick wog der Oberlehrer das Briefchen in seiner Hand. Zu seinem Erstaunen fühlte er, wie eine ganz leise Reugier sich in ihm regte. Er hatte angenommen, daß er dazu viel zu müde und apathisch sei. Aber seine Reugier wuchs, als nur eine Karte herausfiel mit den in steilen Zügen hingemalten Worten: „Ein Frühlingsgruß zur Wiedergenesung!“

Wer konnte sich einen Scherz mit ihm gemacht haben? Die Handschrift war Paul Keiper gänzlich unbekannt. Wer ihn er- freuen wollte, konnte doch seinen Namen nennen!

Er war ganz angegriffen von all dem Sinnen, als der junge Ernst Albrecht, der als Sanitäter an dem Lazarett beschäftigt war, seinen täglichen Besuch machte. Einen Augenblick rang Keiper mit sich, aber die Reugier siegte.

„Sieh dir mal die Schrift an,“ gebot er, „kennst du sie?“

„Die Schrift? Ja — natürlich, ach, sieh da — zu diesem ent- zündenden Blumenkorb? Ei, das ist interessant!“

„So sag doch, von wem —?“ Der Leidende war schon ganz nervös.

„I — wo werd ich denn? Umsonst ist der Tod!“

„Du bist furchtbar! Was willst du haben, Mensch? Dort stehen Zigarren —“

„Zigarren?“ machte der junge Student gedehnt. Trotz seiner Verachtung steckte er sich die Taschen voll, so daß der Oberlehrer rief: „Du — langsam, das ist eine teure Sorte.“

Der Kranke bereute schon beinahe, den Jüngling, der in Prima noch sein Schüler gewesen war, ins Vertrauen gezogen zu haben.

„So sag doch, was du haben willst!“ rief er gereizt.

Der Student sah ihn an, als ob er seine Vertrauenswürdigkeit prüfen wollte. „Vor allem darf Mutter nichts erfahren“, begann er.

„Mein Gott — so mach doch schon! Wieviel ist es denn?“

„Na, siehst du, so kommen wir schon eher auf Chaussee! Du bist doch auch mal jung gewesen! Ich habe da in Klostod einen kleinen Bären angebunden, gar nicht bedeutend, aber der Mensch tut, als wollte ich ihm nun in Kriegszeiten durchgehen!“

„Abgemacht. Die Sache ordnen wir heute noch. Aber nun sag endlich —“

Auf den Wangen des Leidenden brannten rote Flecken. Selbst Ernst Albrecht sah ein, daß er ihn nicht länger auf die Folter spannen dürfe.

„Das hat niemand anderes als Irntrud Wexel geschrieben“, sagte er ohne weitere Umschweife.

„Das glaub ich nicht“, entfuhr es Paul Keiper.

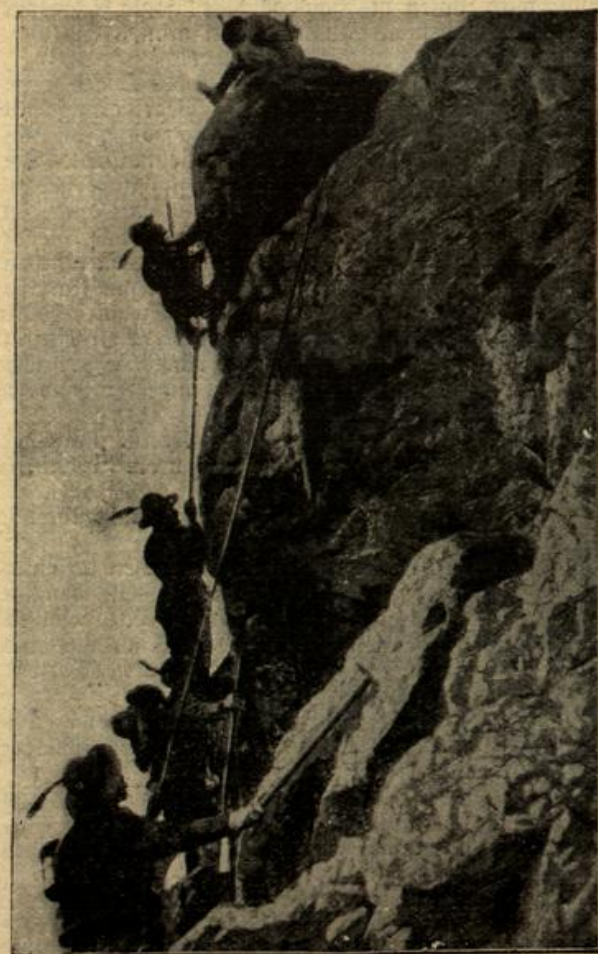
„Denn nicht“, machte Ernst gleichmütig. „Du kannst dich heilig drauf verlassen!“

„Wie sollte sie darauf kommen?“

Der Fledermaus lachte. „Das ist mir auch ein Rätsel“, sagte er

spöttisch, „das schöne Mädchen — und du —!“

Von diesem Tage an erholte sich Doktor Paul Keiper zusehends. Der Arzt war sehr mit ihm zufrieden. Nicht lange, so konnte er den ersten Spaziergang gestalten. — Der führte natürlich in das Albrechtsche Haus. Am nächsten Sonntag erhielt er eine Einladung und traf nach langer Zeit Irntrud Wexel. Sie war herzlich und teilnehmend, aber



Baggy Patrouillengang italienischer Verhafteter.

so unbesangen, daß dem Oberlehrer leise Zweifel aufstiegen, ob Ernst richtig geraten hätte.

Im Lauf des Nachmittags beim Pfänderspiel mußte sie etwas schreiben, da schwand auch bei ihm jeder Hauch von Ungewißheit. Kein anderer hatte die Karte an ihn geschrieben! — In einem wahren Freudentaumel verbrachte er den Rest des Nachmittags.

Es fehlte nicht viel, dann hätte er sich ihr noch auf dem hauserwege entdedt. — Lange saß er am Fenster seiner

Krankenstube und den Garten hinunter vom Mond beschienen. In dem silbernen Lichte sah es aus, als ob die schon blühenden wüsten Frühlingsahnen sich dem glücklichen Mann hatte das schöne Mä längst verehrt, doch er nie geglaubt, daß auch an ihn denken. Nun saß er da und wundervolle Träume.

Am nächsten wurde Paul Keiper Brief der heimlich ten gebracht. Ein unbliches Gefühl stieg auf. Was hatte sie schreiben? Mit zitter Fingern riß er das auf, um blisschnell die Höhe der Freude tief abzustürzen. Sie

„Zur Steuer der Wahrheit muß ich Ihnen mitteilen, daß Blumentorb nicht von mir war. Eine zufällige Rederei Ernst Albrecht verriet, daß Sie dies glauben. Karte habe ich allerdings geschrieben, auf Wunsch Spenderin, die unet bleiben wollte. Mit freilichen Grüßen



Der amerikan. Staatssekretär Lansing, der die neuen Noten an England und Deutschland abhandelt.

„Nun dachte ich, ich Sie schon bald wieder Front schicken, statt dessen len Sie mir in die alte Mattigkeit zurück! Was haben Sie da Paul Keiper zuckte die Achseln. Ihm war weh zumute.

fühlte selbst, wie reizbar ihn die zornige Erregung über Ernst Albrecht machte. Der sollte ihm nur kommen! Lächerlich hatte er ihn, den ernstesten, gemessenen Oberlehrer, gemacht; — lächerlich vorsich selbst und dem angebeteten Mädchen! Denn es schien ganz sicher, daß Irntrud, die gefeierte Schönheit, die Werbung des bedeutend älteren Mannes einfach verlachte!

Dem war nun nicht so, wie der arme Oberlehrer



Österreichisch-ungarischer Panzerzug, der in den Kämpfen in Ostgalizien wertvolle Dienste leistete.



Französische Baumschützen in den Vogesen.

Gezeichnet von Hans Treiber.

dachte. Jrmtrud war tief betrübt, daß sie sich hatte hinreißen lassen, in der ersten Aufwallung jenen Brief zu schreiben. Unfähig zu jeder ernstlichen Arbeit, saß sie in ihrem Stübchen und sann. Wenn nun Paul Reiper es übel nahm und aus Ärger vorzeitig wieder ins Feld ging, angegriffen und elend, wie er war, hatte sie die Folgen auf dem Gewissen! Sie schlug die Hände vor das Gesicht und weinte bitterlich.

Aber auch Mutter Albrecht merkte, daß etwas vorging. Mit echt frauenhafter Bitterung für solche Dinge hatte sie wohlgefällig bemerkt, daß sich zwischen den beiden Menschen, die ihrem Herzen so nahe standen, etwas anspinnen wollte. Und als am nächsten Sonntag beide am Kaffeetisch in ihrem gastlichen Hause fehlten, ahnte sie, daß eine Verwidlung eingetreten war. Sie beriet mit ihren Töchtern und war bald auf der rechten Spur.

Noch in derselben Stunde stand ihr Sohn Ernst vor Paul Reiper. Der sah ihn kaum an. Hatte der dumme Bengel sich so lange nicht blicken lassen, mochte er nun auch bleiben, wo der Pfeffer wächst!

„Mensch, was ist denn nur los?“ Ernst gab sich als völliges Unschuldslamm. „Ich habe dir doch nur gesagt, Jrmtrud Wegel habe die Karte geschrieben, und ist das etwa nicht wahr? Daß meine Mutter dir anonym Blumenkörbe schickt, kann ich wirklich nicht ahnen. Nun heult Jrmtrud, du bläst Trübsal, und zu Hause schmeißen sie mich raus!“

„Jrmtrud heult?“ fragte Reiper, als ob er von der ganzen Rede nur die zwei Worte gehört hätte.

„Und wie! Die Standpauke von ihr gönne ich keinem Hunde!“ Reiper sprang auf wie elektrifiziert.

„Mensch — weißt du was? Ich habe eine nötige Besorgung. Aber vielleicht komme ich nachher noch bei euch mit heran.“

„Weißt du Jrmtruds Wohnung? Lühowplatz 56!“

„Sei nicht so naiv, du Nichtsnutz!“

Ein paar Stunden später machte ein strahlendes Brautpaar seinen Besuch bei Mutter Albrecht.

Gleichgestellt.

Kriegserzählung von Otto Schütte, Essen. (Nachdr. verb.)

Fritz Bauholts Mutter sah es gern, wenn ihr Junge mit den Kindern der Angesehenen des Dorfes spielte, mit den Söhnen des Lehrers, des Wirtes, des Kaufmanns und der Tochter des Arztes. Fritz war von rechtlichen Eltern, und auch die Angesehenen sahen den aufgeweckten Jungen des Tagelöhners gern zwischen ihren Kindern. Freilich konnte Bauholts Mutter recht böse werden, wenn Fritz vom Hochmutsteufel gepackt wurde und durchaus wochentags die guten Sonntagsstiefel anziehen wollte. Was sollten die Leute davon sagen? Überhaupt schwoll die Rechnung durch die Stiefelsohlen der vier Bauholtschen Jungen jetzt schon schnell genug an, und sie war so schwer wieder herunterzubringen. Fritz mußte also weiterhin in Holzschuhen zur Schule und zum Spiel. Wenn er mit den schwerfälligen hölzernen Dingen über das holprige Pflaster klapperte, oder wenn er gar im Eifer des Spieles aus einem Holzschuh herauslief, dann lachten die anderen Jungen so böse, und Paula Eigen, die Tochter des Arztes, sah Fritz spöttisch und spießbüßisch an. Fritz verkroch sich dann in irgendeinen Winkel oder hinter eine Hecke, heulte und schlug mit Händen und Füßen den Erdboden.

Der Kleine hatte so viel Ahnung, daß sein Vater es mit Tagelöhnern nie zu Wohlstand bringen werde, denn er vertröstete sich auf später, dann wollte er reich werden und alle Tage Sonntagsstiefel und ungefleckte Hosen tragen. Hatten die vorhin nicht auch über den großen Fleden in seiner Hose gelacht? Und die Mutter hatte diesen Fleden heute morgen noch als etwas Besonderes hingestellt, als sie einen Jungen sah, dem das Hemd durch die Buxe sah. Was nützte es, daß die sonst so sanftmütige Paula immer bald wieder Neue empfand und Fritz durch einen bunten Griffel zu verjöhnen suchte? Ein Stachel blieb doch zurück.

Als Fritzens Vater starb, war der Junge zwölf Jahre alt, da mußte er schon etwas mit verdienen. Die Mutter plagte sich von früh bis spät, denn sie wollte dem Fritz Zeit lassen, weiterhin so viel wie möglich seinen bisherigen Umgang zu pflegen. Fritz schämte sich aber des Nichtstuns, wenn er sah, wie andere Tagelöhnerjungen arbeiteten. Und je älter er wurde, desto weher tat es ihm, wenn die anderen, besonders Paula, ihn nicht voll als ihresgleichen nahmen. Er war nun mal ein Tagelöhnerjunge und schoß sich mehr und mehr ab von den Kindern der Angesehenen. Dabei ließ Fritz aber nie sein ehrgeiziges Ziel aus dem Auge: er wollte den anderen gleichgestellt werden. Und merkwürdig, wenn der Schlingel länger auf dieses Ziel blickte, dann sah er immer plötzlich in die munteren Augen der kleinen Paula Eigen.

Eines Tages glaubte Fritz, das Richtige gefunden zu haben. Er hatte gesehen, wie der Sohn des Gutsinspektors, der studierte

und jetzt einjährig diente, den Sohn des Schäfers respektvoller als Unteroffizier auch auf Urlaub zu Hause war. Da stand bei Fritz fest: Ich werde Unteroffizier, und er glaubte, daß alle Standesunterschiede verwischt sein würden. Die gute Mutter mochte dem Jungen den Wunsch nicht verweigern, raderte sich mehr denn je und hoffte, mit Hilfe eines künftigen Onkels den Jungen durch die Unteroffizierschule zu bringen. Das ging denn auch ganz gut. Freilich mußte Fritz in der Zeit oft etwas hart angefaßt werden, wenn er von der Heimkehr träumte. Das Träumen hörte aber ganz von selbst auf, er wurde älter und kam natürlich bald auf den Gedanken, daß Paula und ihrem Vater als Unteroffizier kaum Gnade zu tun würde. Mußte doch auch der Schäferjohn längst den Jungen den sohn zuerst grüßen, weil der inzwischen Reserveoffizier geworden war. Fritz benahm sich aber ganz vernünftig und arbeitete.

Als er später beim Heere eingetreten war, wurde er nach seiner Fähigkeiten, bald ausschließlich auf dem Bezirkskommando verwendet. Eine gute Laufbahn war ihm sicher. Bei Paula hatte er Paula Eigen natürlich nicht, und es kam noch oft vor, daß er mit Wehmut an das schöne, liebe Mädchen dachte. Er hatte sie auch einmal auf der Straße getroffen, als er Urlaub daheim war. Da hatte sie ihm unbefangen und freudig die Hand gegeben. Nun, das tut man auf dem Dorf. Sonst würde sie wohl nichts für ihn übrig haben. Wenn die Lehrersleute, die Kaufmannsleute und die Wirtsleute bei zu Eigens ging er nicht, denn er sagte sich, daß sie einen mit dem erwachsenen Fritz Bauholt wohl nicht lieben würden.

Dann kam der Krieg von 1914/15. Fritz hatte schon in Strauß mit ausgefochten, und schließlich gelang es ihm, in Flandern, dank seiner Umsicht und Unerblichkeit, zu überleben, aber auch, weil er sein Handwerk aus dem Effeff gelernt hatte, eine gefährdete sehr wichtige Stellung zu retten. Jetzt erfüllte Fritzens Lebenswunsch: außer dem Eisernen Kreuz und an er als einer der wenigen aktiven Unteroffiziere die Beförderung zum aktiven Offizier. Gleichgestellt!!

Als Fritz sich von dem harmlosen Beinschuß, den er bei einem Treffen erhalten hatte, in der Heimat erholte, kam er zu seinem Dorf zu seiner alten Mutter. Natürlich traf er zufällig Paula Eigen. Die beiden hatten sich viel zu sagen, was die Offiziers nicht weiter angeht. „Später fragte Fritz einmal: „Wenn ich aber nicht Offizier geworden wäre?“

Da sagte Paula: „Ich bin dir immer gut gewesen und oft gedacht, wie das mit uns wohl noch einmal werden sollte. Vater hatte dich ja recht gern, aber wenn wir gekommen wären,“

„Und da ich jetzt keine Holzschuhe mehr trage, wirst du auch nie mehr spöttisch behandeln?“

Da schloß ihm Paula nach Art Verliebter den Mund.

Pflege der Augen.

Wenn Schiller den jungen Melchthal klagend ausrufen ließ: „O, eine edle Himmelsgabe ist das Licht des Auges“, so ist er damit nur der Empfindung Ausdruck, die jeder Mensch mit gesunden Augen sich Gottes schöne Welt anschauen möchte und die in doppeltem Maße der haben muß, der so unglücklich das Licht des Auges dauernd entbehren zu müssen. Und ist schon derjenige, dem das Gehör verloren gegangen ist, unglücklicher aber macht uns der Verlust des Augenlichtes, dem Blinden ist es ja selbst fast gänzlich ver sagt, sich — wie im stillen — mit den Heroen der Geisteswelt zu unterreden.

Bei der Wichtigkeit, die der Besitz eines ungeschwächten Auges für unser gesamtes Leben hat, sollte man es sich möglichst halten, daß so manche Menschen recht wenig, oft gar nichts für die Pflege ihrer Augen übrig haben; denn wohl nur 60 % aller Blinden haben sich ihre Krankheit erst im letzten Lebens erworben, und gar nicht zu zählen ist das Heer der mit allerlei größeren und kleineren Augenübeln behafteten. Man frage nur den Optiker über die Zahl der Brillenbedürftigen.

Man kann beobachten, daß häufig schon vom Eintritt eines Kindes in die Welt an an seinem Augenlicht gesündigt wird. Neugeborenen sollen die Augen gründlich mit lauem Wasser und einem reinen Leinenlappchen (ja keinen Schwamm!) ausgewaschen werden. Das Waschwasser für die Augen darf aber nicht aus dem Badewasser entnommen werden, sondern muß in einem besonderen Gefäße bereitgestellt werden. Geschieht dies nicht, kann die oft einen gefährlichen Ausgang nehmende Augenentzündung der Neugeborenen eintreten, die entweder eine allgemeine Unsauberkeit oder durch Übertragung gewisser Infektionsgifte von der Mutter auf das Kind verursacht ist. Ist eine Augenentzündung bereits eingetreten, so darf weder auf den Rat fluger Tanten, noch auf den einer tuenden Hebamme, sondern man wende sich an einen

Die kleinsten Kinder richten ihren Blick gern auf glänzende Gegenstände. Man gewähre ihnen das Vergnügen nicht zu lange; andernfalls würden sich Lähmungserscheinungen auf der Netzhaut bemerkbar machen, die dann, wenn sie öfters eintreten, zu Krankheiten des Auges Veranlassung geben können. Man halte man einen im Bettchen liegenden Kinde einen Gegenstand vor die Augen (natürlich nicht zu dicht), niemals von hinten aus über den Kopf, denn dadurch lernen Kinder das Schielen. Das Licht darf auch dem Säugling nicht zu hell in die Augen fallen, darum halte man ihn nie so, daß er die Sonne zu sehen gezwungen ist. Um dem schnellen Wechsel zwischen dem grellen Licht und dem Dunkel vorzubeugen, sei das Schlafkammer gedämpft, so daß sich das kindliche Auge erwachen allmählich an das volle Tageslicht gewöhnen kann. Im späteren Kindesalter sollen die Augen nicht dem grellen Licht ausgesetzt sein. Deshalb muß jede Mutter darauf sehen, die Ausgänge im hellen Sonnenschein dieser von den Augen Liebhaber ferngehalten werde. Güte mit breiten Krempen und Mägen mit ebensolchen Schirmen werden hierfür die besten Vorrichtungen leisten. — Im vorerschulungsfähigen Alter leiden die Augen öfters durch die Anfertigung feiner Arbeiten, Ausstechen usw., wie solche in den Kindergärten meist recht häufig sind. Eltern können da nicht vorsichtig genug sein, um ihre Kinder vor dauerndem Schaden zu bewahren, der gar zu leicht durch zu lange andauerndes genaues Hinschauen oder Arbeiten bei unzulänglicher Beleuchtung, im Zwielicht usw. die meiste Sorgfalt erfordert die Pflege der Augen im schulpfähigen Alter. Da werden oft Anforderungen an die Sehkraft gestellt, denen die Augen der Kinder nicht gewachsen sind. Schon die Beschaffenheit unserer Schulbänke ist häufig geeignet, dem Auge der Kinder dauernden Schaden zuzufügen. Und auch an diesem schlechten Zustande der Bänke nicht nur die ländlichen Gemeinden beteiligt, sondern leider auch oft noch mittlere Städte. Bis zu einem gewissen Grade ist naturgemäß diesem Uebelstand nicht abzuhelfen, denn für ein Kind einen besonderen Sitz zurecht zu machen, dürfte wohl unmöglich sein. Aber ich kenne Schulen, in denen — um nur ein Beispiel anzugeben — für sieben- bis neunjährige Bänke vorhanden sind, deren Höhe für zwölf- bis vierzehnjährige Schüler angemessen ist. Und derartige Zustände findet man auch heute noch vor. Sobald aber ein Kind mit den Augen nicht die Diele, beziehungsweise nicht die Fußleiste erreichen kann, sinkt es beim Lesen, noch mehr aber beim Schreiben über. Auch die oft zu geringe Beleuchtung bedingt eine schlechte Körperhaltung, die wiederum eine Schädigung der Augen zur Folge hat, die von dem Buche 30 bis 35 Zentimeter entfernt sein sollen. Bei der oft mangelhaften Haltung der Kinder in den Schulbänken ist es doppelt Pflicht der Eltern, zu Hause für die gehörige Entfernung der kindlichen Augen vom Buche zu sorgen; denn hier kann durch Kissen, Fußstühle, ebenso durch gute Beleuchtung für eine richtige Körperhaltung das Nötige getan werden. — Wenn früher durch den Gebrauch unhygienischer Hefte und Lesebücher, sowie der Schieferblätter geschädigt wurde, so macht sich gegenwärtig infolge der Fürsorge der Behörden eine erfreuliche Besserung bemerkbar. Man quäle auch die Kinder in diesem Alter nicht mit Spielen. Zeigen sie hierzu Lust und Talent, so sollen sie nur bei bestmöglicher Beleuchtung (Tageslicht!) üben; denn doppelt ist hier geboten, da der Notendruck oft zu fein ist, um aus der nötigen Entfernung ohne besondere Anstrengung gut zu sein. — Laubsägearbeiten, feine Zeichnungen und Radierungen dürfen nur bei gutem Tageslichte ausgeführt werden. Bei Kurzsichtigkeit oder anderen Sehstörungen, so ist der Rat eines erfahrenen Arztes einzuholen, der gegebenenfalls eine Brille verordnen wird. Diese nur auf Anordnung eines Arztes in Gebrauch zu nehmen, ist nicht zu empfehlen; öfters wird durch mehr Schaden als Nutzen gestiftet, denn, wie viele Leute glauben, nicht nur auf die Auswahl der verschiedenen Stärken der Augengläser an, sondern auch auf die Lage der Gläser ist von Wichtigkeit insofern nämlich, als die richtige Entfernung der Gläser vom Auge bedingt, daß die Gläser falsch, so kommt ein falsches Bild auf der Netzhaut des Auges zustande; gewöhnt sich der Mensch aber mit der Zeit an eine falsche Stellung der Gläser, so geschieht dies schädlich auf Kosten der Gesundheit seiner Augen. Eine besondere Vorsicht soll bei der Berufswahl der Kinder walten. Personen, die an leicht entzündbaren Augen leiden, sollen keinen Beruf ergreifen, der mit Staubeinwirkung oder zu starker Lichtentfaltung verbunden ist. Wer kurzsichtig ist, kann oft längere Zeit hintereinander ziemlich angestrengt mit den Augen arbeiten, muß aber doch einen Beruf ergreifen, der hauptsächlich zu einer Arbeit in der Nähe zwingt, der

aber doch eine nötige Abwechslung in der Sehweite gestattet. — Weitfortschreiten eine ständige Arbeit in der Nähe zuzumuten, wäre ebenso grausam, als mit schwacher Sehfähigkeit begabten Kindern einen Beruf ergreifen zu lassen, der ihnen unausgesetzt die Ausführung feiner und feiner Arbeiten vorschreibt.

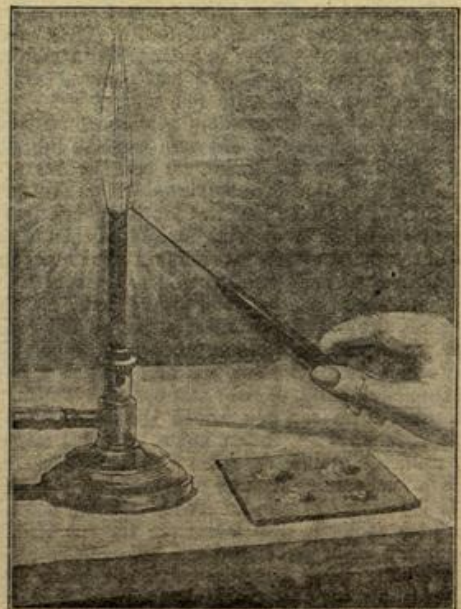
Je älter ein Mensch wird, desto geringer wird auch — das kann man in den meisten Fällen annehmen — seine Sehkraft. Darum ist doppelte Vorsicht geboten. Eine brennende Nachtlampe im Schlafzimmer ist nicht nur den Augen schädlich, die da ausruhen wollen, sondern verdirbt auch die Luft. Das Schlafzimmer soll nicht nach Osten zu liegen, damit beim Erwachen nicht die Sonne sofort in die Augen scheint. Überhaupt soll man sich vor zu greller Beleuchtung hüten, sowohl wenn dieselbe direkt, als auch reflektiert auf die Augen wirkt. Man hat schon Fälle erlebt, daß das Sonnenlicht, welches durch den Wasserpiegel ins Auge zurückgeworfen wurde, Blindheit zur Folge hatte. Darum sind auch die Scherze, durch Spiegelung jemanden das Sonnenlicht ins Auge zu werfen, durchaus nicht so unschuldig, wie man gewöhnlich annimmt. Eine Lähmung der Netzhaut und des Sehnervs kann daraus folgen. — Die im Berufe angestrengt tätigen Augen sollen im Laufe der Arbeitszeit mehrmals, wenn auch nur immer auf wenige Minuten, ausruhen können. Wer in unreiner, staubiger Luft arbeiten muß, soll eine Schutzbrille tragen und öfters seine Augen mittels lauwarmen Wassers auswachen. — Die Beleuchtung darf nicht zu gering und das Licht nicht flackernd sein. Am besten hat sich das Licht einer recht hellbrennenden Petroleumlampe, auch ruhig brennendes elektrisches Glühlicht, bewährt. Grelles Gasglühlicht muß durch eine matte Glode abgeblendet werden. Grüne oder blaue Lampenschirme (nicht durchbrochen!) sollen die Augen vor dem direkten Einfallen der Strahlen der künstlichen Lichtquelle schützen. — Der anzuschauende Gegenstand soll möglichst nur von einer Seite beleuchtet sein. Niemals darf das Licht von unten auf ihn fallen. Beim Schreiben und Lesen gelange das Licht von links-vorn-oben auf das Papier. — Das Lesen im Liegen ist zu vermeiden, weil dabei fast niemals eine richtige Stellung von Auge und Buch erzielt wird und meist eine schlechte Beleuchtung vorhanden ist. Das Lesen unter Bäumen, ebenso das Lesen im fahrenden Wagen und in der Eisenbahn ist wegen der wechselnden Beleuchtung den Augen nachteilig.

Ein vorzügliches Mittel zur Pflege und Kräftigung unserer Sehkraft ist die Augengymnastik. Bei unbeweglich gehaltenem Kopfe blide man zuerst auf einen Gegenstand in der Nähe, nach kurzem Schließen der Augen sehe man in die Ferne, dann nach oben, unten, rechts und links, jedesmal mit dazwischenliegendem Schließen der Augen. Eine derartige Übung, regelmäßig fortgesetzt, kräftigt die Sehkraft in hohem Maße. E. H.

Zeitvertreib

Flammenfärbungen.

Der alte Professor Bunsen war ein hervorragender Analytiker, und sein besonderer Stolz war die sogenannte „trodene Analyse“. Während nämlich andere Chemiker, um eine Analyse auszuführen, die betreffenden Körper immer erst in Wasser auflösen und sie dann mit anderen Lösungen behandeln, verschmähte Bunsen derartige. Er wußte auch die kompliziertesten Salzmischungen nach seinem trodenen Verfahren derart zu bearbeiten, daß sie ihm das Geheimnis ihrer Zusammensetzung offenbarten. Dieses trodene Verfahren bestand teils in Prüfungen mit dem Lötrohr, teils in Glühversuchen und ähnlichen Proben, die alle ohne Verwendung von Wasser oder sonstigen Lösungsmitteln in der Flamme vorgenommen wurden. Eine besondere Rolle spielten dabei die „Flammenfärbungen“. Bringt man nämlich gewisse Salze in die Flamme des Bunsen-Brenners, so verleihen sie dieser eine äußerst charakteristische Färbung. Auch wir wollen jetzt eine Anzahl derartiger Flammenfärbungen vornehmen, die uns teils durch ihre Pracht überraschen werden, teils ein



Wird davon geben, wie man aus Gemischen die einzelnen Bestandteile erkennen kann. Zur Vornahme dieser Färbungen brauchen wir weiter nichts als einen Bunsen-Brenner, jenen bekannten kleinen, vom Altmeister Bunsen erfundenen Brenner, der eine nichtleuchtende Flamme erzeugt. Wir können ihn entweder irgendwo für billiges Geld erstehen, oder wir nehmen einfach vom Gasglühlicht das den Glühstrumpf tragende Gestell herab. Dann haben wir gleichfalls einen Bunsen-Brenner. Wir brauchen nun noch ein dünnes Platindrähtchen, dessen vorderes Ende wir zu einer kleinen Ose zusammenbiegen. Da dieses Drähtchen bei unserem Versuche heiß wird, so feden wir sein rückwärtiges Ende in einen kleinen Halter aus Holz. Nun nehmen wir Spuren folgender Salze, die überall leicht zu beschaffen sind: Chlortalium, Kochsalz, Chlorbarium und Chlorstrontium.

Wir erhitzten den Platindraht in dieser Flamme und tupfen so dann damit zunächst in unser Kochsalz. Hierdurch schmilzt eine Spur daran an. Wenn wir nun den Draht in den unteren Teil der Flamme, und zwar ihren äußeren Rand halten (wie es die Abbildung darstellt), so wird sie sofort prachtvoll gelb gefärbt. Nun reinigen wir unseren Draht wieder, tupfen in das Chlortalium, bringen dieses in die Flamme und sehen, daß sie nunmehr violett gefärbt ist. Das Chlorbarium färbt sie grün, das Chlorstrontium prachtvoll rot. Auf der Anwendung derartiger die Flamme färbenden Salze beruhen auch die bengalischen Flammen, die bei Feuerwerken verwendet werden.



Kriegskasse eines deutschen Armeekorps vor einem Schloß in Galizien. Phot. R. Sennede.

In der Hygienestunde. Lehrerin, die den Kindern die Grundlagen der Gesundheitspflege klar gemacht hat: „Also, warum muß man die Zimmer immer hübsch rein und sauber halten?“ — Kleines Mädchen: „Weil jeden Augenblick Besuch kommen kann.“

Der Mann ohne Feinde. Als Narvaez, Herzog von Valencia, auf seinem Totenbette lag, stand der Erzbischof von Granada neben seinem Lager, bemüht, den Sterbenden für den Himmel vorzubereiten. „Denken Sie“, sagte er, „auch an Ihre Feinde! Verzeihen Sie ihnen, auf daß Gott auch Ihnen Ihre Schuld verzeihe.“ — „Ich habe keine Feinde“, erwiderte der Sterbende. — „Aber Excellenz, wenn man eine Stellung bekleidet hat, wie die Ihre —“ — „Ich sage Ihnen, daß ich keine habe.“ — „Aber vielleicht doch — es wäre doch möglich —“ — „Ich habe keine.“ — „Aber Excellenz —“ — Ungebuldig geworden, richtete Narvaez nun mit lechter Kraft sich noch einmal auf und wendete sich gegen den Erzbischof. „Ich habe keine, sage ich Ihnen, ich habe sie alle erschossen lassen!“

Mertwürdige Prophezeiung. Als im Mai 1864 der Tonbildhauer Giacomo Meyerbeer zur Erde bestattet wurde, gaben ihm unter einer unabsehbaren Menschenmenge auch seine Spezialkollegen Auber und Rossini das letzte Geleite. Beide waren miteinander befreundet und saßen daher im selben Trauerragen vom Begräbnis zurück. Einen Dreißigjährigen hatten sie hinausgebracht, sie selbst waren beide an der Grenze des menschlichen Lebens, Rossini zweiundsiebzig, Auber mit seinen zweiundachtzig Jahren gar schon darüber hinaus, aber noch ungewöhnlich lebenslustig. Rossini sagte schwermütig: „Von den drei größten Komponisten, die Paris zurzeit aufzuweisen hatte, ist einer nun dahin gegangen, woher kein Wiederkommen ist. Wer wird von den beiden Überlebenden zuerst an der Reihe sein — Sie oder ich?“ — Auber lachte. „Es tut mir zwar leid, es Ihnen sagen zu müssen“, meinte er, „aber Sie werden der nächste sein.“ — Rossini sah den so viel älteren Freund ungläubig an und wendete ein: „Woher wollen Sie das wissen?“ — „Woher ich es weiß, das tut nichts zur Sache, genug, daß ich es weiß. Ich wette um tausend Franken mit Ihnen, daß es so geschehen wird. Jeder von uns vernachlässigt sie testamentarisch dem andern zu dem Zweck, seine Freunde dafür mit einem vollen Abendessen zu bewirten. Da ich der Überlebende sein werde, so verspreche ich Ihnen, Sie bei einem außerordentlichen Festmahl zu betrauern, denn das ist eins von meinen Lieblingsgerichten.“ — Rossini schüttelte zwar immer noch ungläubig den Kopf; allein die Wette wurde abgeschlossen und die testamentarische Bestimmung aufgesetzt. Aubers Prophezeiung traf ein. Rossini

starb schon vier Jahre nachher, Auber erst drei Jahre später, im Mai als beinahe Neunzigjähriger, nachdem er die schwere Belagerung Paris mit durchgemacht hatte. Er konnte also Rossinis Begräbnis inmitten seiner Freunde mit einem feierlichen Asaneneffen verherrlichen.

Bei der Mohnernte verursacht der Wind nicht selten Samen. Ist dann das Wetter naß, so wächst der Same auch noch schnell. Es empfiehlt sich also, die Ernte möglichst zu beschleunigen.

Die Spiz gilt im munde tig, weil und so wohl aber n zehren. ein sehr ches Ti der gärtner ihr Sch gedeihen sie verti Menge linge d müßte Sparg pflanzu gleich d anlagen fien im jahr vo men. G herzo vor dem ben des tes die len dur zu ma — Man auch am mit dem

der jungen Pflanzen bis zum Frühjahr, dann hat man nicht das Risiko des Eingehens.

Kürbis- und Gurtenfrüchte sollten gegen starke Besonnung leicht schattiert werden, was sich durch Bedecken mit Blättern sehr leicht bewerkstelligen läßt. Das Freistellen der Früchte durch Abschneiden einzelner Blätter ist eine tadelnswerte Gepflogenheit, die nur zum Bitterwerden der Früchte und vorzeitiger Reife beitragen kann.

Gedämpftes Weißkraut. Weißkraut wird fein gehobelt und dann mit zerlassenem Speck, einem Löffel voll Wasser und halb so viel Essig weich gedämpft. Nimmt man reichlich saure Sahne dazu und schmeckt nach Salz

Logograph.
Mit einem R zieht's stolz dahin,
Mit h verrät es frohen Sinn.
Und wird es mit dem L genannt,
Ist's als Geräte dir bekannt.

Julius Fald.

Somonym.
Es rogt zum Himmel empor sein Haupt,
Gleich einem Riesen, doch nun glaubt
Mit alle, wieder winzig klein,
Wird's nach der Mahlzeit am Tische sein.

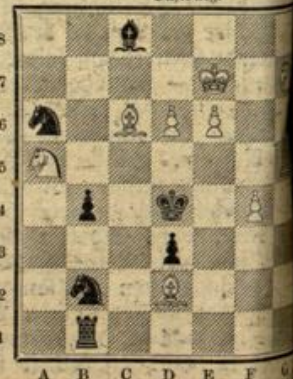
Fris Guggenberger.

Schachlösungen:
Nr. 136. 1) T g 6—g 5 etc.
Nr. 137. 1) D h 7—f 5 etc.

Richtige Lösungen:
Nr. 131 und 132. Von R. Franz, rot.
Kreuz-Epit. Osh. Mag.
Nr. 134. Von R. Schamberger in
Wien.

Bruchwechsel.
Herrn G. in Wangeroog.
Auf D a 2 + folgt T b 2 mit Matt.

Problem Nr. 138.
Von D. Dehler.
Freiberger Anzeiger, 1908.
Schwarz.



Matt in 2 Zügen.

Auflösungen aus voriger Nummer:
Des Rätsels: Schnecke, Schner.
Des Bilderrätsels: Der ist selig zu begrüßen, der ein treues Herz

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.